

Schiller als Welthürger
und Freund seines Vaterlandes

von

Oberlehrer Reinhard Jurisch.



Wissenschaftliche Abhandlung
zum Programm des Realgymnasiums am Zwinger.

Breslau 1889.

Druck von Graf, Barth und Comp. (W. Friedrich.)

1889. Progr. Nr. 202.

96r
36

163, 47⁶

HT000648126

Erhalten als Geschenk

aus dem Besitz von



Oberster Reichsarchivar



Zurückgabe des Bestandes

Bonn 1889

Verlag von Carl Heymanns in Bonn

Preis 1 Mark

Ein vaterländisches Element war in Schiller wirksam, mehr als er selber wußte.

Gerwinus.

Der Satz „Wer die Schule hat, der hat die Zukunft“ erfreut sich nicht allgemeiner Anerkennung. Denn gar zu oft sieht man, wie wenig das spätere Alter die Erwartungen der Eltern und Lehrer rechtfertigt, wie schnell die Kenntnisse vergessen, die guten Vorsätze aufgegeben werden. Befriedigt entläßt der Lehrer den reifen Schüler und glaubt ihm die Bahn fürs ganze Leben ausgesteckt zu haben, glaubt ihn so erzogen zu haben, daß er ihn ruhig der eigenen Führung überlassen kann, überzeugt, daß der Mann halten wird, was der Jüngling versprochen hat. Aber gewöhnlich belehren ihn schon die nächsten Jahre eines besseren oder vielmehr eines schlimmeren. — Und doch ist der Keim, der in das junge Herz gelegt ist, nicht immer erstorben; er entwickelt sich fort, spät oft durchbricht er die Erde, aber er kommt zum Vorschein, wächst und trägt Früchte. Und wenn es gar eine ungeschickte Hand war, die das Reis pflanzte, wenn ein roher Fuß das Erdreich stampfte, damit der Spross fest im Boden stünde, dann entwickelt sich allerdings die Wurzel mühsam, lange Zeit kann das Bäumchen nur am Pfahle sich halten, sich selbst überlassen neigt es sich herab, aber endlich haben doch die zarten Fasern ihren Weg ins Erdreich gefunden, die Pflanze wächst durch eigne Kraft, der Stamm wird stark, strebt nach oben und entfaltet die Krone.

Solche Gedanken drängen sich auf, wenn man die Entwicklung des vaterländischen Gefühls bei Schiller betrachtet. Liebe zu Fürst und Vaterland hatte man auf der Militärakademie gewaltsam in das junge Herz zu pressen versucht; von dem Zwange befreit hatte dann der Dichter sich den weltbürgerlichen Gedanken hingegeben, aber unvermerkt hatte doch die Vaterlandsliebe Wurzel gefaßt, gedieh reiner und wurde größer, als seine Erzieher selbst wollten, und bemächtigte sich endlich des Mannes mit einer Stärke, daß wir ihn unsern größten vaterländischen Dichter nennen dürfen.

Freilich ist es eine eigne Art Vaterlandsliebe, die in den schriftlichen Äußerungen des Knaben bemerkbar ist. Einmal ist sie nicht natürlich, und dann ist es nur sein engeres Vaterland Württemberg, auf welches sie sich erstreckt. — Den eigentümlichen Erziehungsgrundsätzen des Herzogs Karl Eugen entsprach es, daß die Zöglinge der Akademie zu schriftlichen Äußerungen über ihre Mitschüler und sich selbst veranlaßt wurden. Selbstverständlich hüteten sich die Knaben den Zorn ihres Herrn zu reizen, und so schreibt der fünfzehnjährige Schiller (Goedekes, historisch-kritische Ausgabe I. 20) über zwei seiner Mitschüler, daß sie dereinst dem Vaterlande Dienste leisten und der herzoglichen Militärakademie Ehre machen würden, und von einem andern (I. 22), daß er dem Soldatenstand gewiß Ehre machen würde, wenn Pflicht und Vaterland ihn davor streiten hießen. — Von sich selbst sagt er (I. 25), daß er sich glücklich schätzen würde, wenn er dereinst seinem Fürsten, seinem Vaterlande dienen könnte. — Nicht weniger gezwungen erscheint die Begeisterung in dem Gedichte auf Josef II., der unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein 1777 Stuttgart besuchte. Hier versichert er feierlich, daß ihm kein Name heilig bleiben soll als Josef, Karl und Vaterland. — Auch eine Äußerung aus dem Jahre 1779 läßt an der Aufrichtigkeit zweifeln. In der Rede, die er am 10. Januar zur Feier des Geburtstages der Gräfin Franziska hielt, wirft er Augustus im Gegensatz zu seinem Herzoge Karl vor (I. 64), „daß er Roms Männerseelen entnerven wollte, daß nimmer sie erheben zur Rettung des Vaterlandes den furchtbaren Arm.“ — Dagegen findet sich in der Probefchrift über die Philosophie der Physiologie, welche Schiller in demselben Jahre einreichte, eine Stelle, welche beweist, daß der junge Gelehrte bereits beginnt, sich als Deutscher zu fühlen und einen Gegensatz zwischen dem Deutschen und dem Franzosen zu erkennen. Es heißt da (I. 87), „des Franzosen Theorie mag seinem Vaterland gefallen, der schwerfällige Deutsche entrüstet sich, wenn er den Goldstaub weggeblasen und unten nichts als Luft sieht.“ — Und daß in der That eine echte Vaterlandsliebe Wurzel gefaßt hat, daß ihm das Vaterland etwas Heiliges ist, beweist die Stelle in dem Abschiede Hektors (1781 I. 127), wo Hektor sich und sein Weib tröstet, daß er „ein Vaterlands-Erröter“ fällt.

Deutlich tritt der Unterschied zwischen der tiefinnerlichen und der anbefohlenen Vaterlandsliebe hervor, wenn man zwei andere Äußerungen aus demselben Jahre mit einander vergleicht. Als er dem Herzoge seine Dissertation

überreicht, schreibt er: „Höchstieselben haben . . . einiges in mir zu bemerken geglaubt, das mich vielleicht fähig machte, meinem Vaterlande dereinst als Arzt zu dienen“, und in dem gleichzeitigen Gedichte „Kastraten und Männer“ singt er stolz, daß Roms Wollüstlinge bei Pharsalus der deutschen Mannheit wichen.

Eine eigentümliche Mischung von Freimütigkeit und Unterwürfigkeit enthält die Klage um Riegers Tod. (1782. I. 357.) Er nennt ihn einen Patrioten und meint damit wohl nur einen treuen Diener seines Herzogs, aber zugleich rühmt er ihm nach, daß ihm „höher als das Lächeln seines Fürsten, CARLS, der war, der ewig ist.“

In den Räufern sind die vaterländische und die weltbürgerliche Richtung, die später eine Zeit lang vorherrschte, neben einander erkennbar. Einmal enthalten sie Stellen, aus denen hervorgeht, daß Deutschland und seine Vergangenheit dem Dichter nicht gleichgültig sind. — Nach der ersten Bearbeitung (I. 2) ruft Moor: „Ach, daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte! Stelle mich vor ein Heer Kerls, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen“. Und nach der neuen Auflage v. J. 1782 klagt Moor (II. 225), „daß in Barbarossas Enkel kein freier Ader Schlag mehr übrig ist.“ Dort (II. 231) beschwört auch Spiegelberg die Genossen, ihm zu folgen, „wenn noch ein Tropfen deutschen Heldenblutes in ihren Adern rinnt.“

Aber neben diesen Äußerungen vaterländischer Gesinnung findet sich auch eine Stelle, welche beweist, daß der Dichter schon über die Grenzen der Nationalität hinwegschaut und sich als Glied eines größeren Ganzen, als Menschen, fühlt. Beim Abschiede (II. 334) ermahnt Moor die Räufer: „Geht hin und opfert eure Gaben dem Staate. Dienet einem Könige, der für die Rechte der Menschheit streitet.“ — Wenn er also hier den Staat zwar für notwendig hielt, aber doch nur als ein Mittel betrachtet, die Rechte der Menschheit zu schützen, so verrät er schon dieselbe Gesinnung, die später, namentlich 1794, mit voller Deutlichkeit hervortritt.

Man darf sich über seine vaterländische Gesinnung nicht durch das Wort Vaterland täuschen lassen. Schiller braucht es oft, ohne daß man dabei an etwas anderes, als an seine Heimat zu denken hätte. So, wenn er in dem Vorbericht zum Württembergischen Repertorium (1782 II. 339) um vaterländische Aufsätze bittet, unter denen er solche versteht, die auf Württemberg Bezug haben, „für welches Land überhaupt unser Wert angelegt ist.“ Ebenso in dem Briefe an Dalberg vom 4./6. 82., wo er von dem „höchst widrigen Kontrast seines Vaterlandes mit Mannheim“ spricht, und in dem Briefe an Schwan vom 8./12. 84.: „Sie wissen, daß uur das Verbot Schriftsteller zu sein mich aus Württembergischen Diensten getrieben hat. Wenn ich nun von dieser Seite nicht bald in meinem Vaterlande von mir hören lasse, so wird man meinen Schritt grundlos und unnützlich finden.“ Ähnlich ist auch das Wort Moors (II. 128) aufzufassen: „Sei mir gegrüßt, Vaterlandserde, Vaterlandshimmel, Vaterlandssonne!“

Die weltbürgerliche Richtung, deren erste Spur sich in den Abschiedsworten Moors zeigte, scheint, wie durch den Zwang, unter dem Schiller in seinem engeren Vaterlande zu leiden hatte, so auch durch den beschränkten Patriotismus vieler Zeitgenossen gefördert worden zu sein. An diese ist wohl zu denken, wenn Schiller 1782 in einer Rezension über vermischte teutsche und französische Poesien (II. 382) sagt: „Gute französische Poesien wird kein Teutscher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handfesten Patrioten sein, der den Geschmak seines Vaterlandes mit dem Dreschprügel rettet.“

Aber das vaterländische Gefühl ist doch mächtig in ihm. Deutlicher noch als in den Räufern giebt es sich im Fiesko (1783) zu erkennen. In der Erinnerung an das Publikum (III. 351) spricht er sich über die moralische Beziehung des Stückes folgendermaßen aus: „Wenn jeder von uns zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesko die größte des Lebens.“ — Namentlich in Berrina ist die Vaterlandsliebe verkörpert. „Genua ist die Spindel, um welche sich alle seine Gedanken mit einer eisernen Treue drehen.“ Er sieht (I. 7) in den Söhnen seines Vaterlandes seine Brüder. Sein Herz friert (I. 10) am Totenbette des Vaterlandes ein. Seine entehrte Tochter soll sich (I. 12) freuen, des Vaterlandes erstes Opfer zu sein. Was ihn leitet, ist (IV. 9) nur die Sache des Vaterlandes. — Die Handwerker (II. 8) sind aufgebracht, daß „Ausländer wider die Kinder des Vaterlandes, Teutsche gegen Italiener aufgeboden werden.“ — Auch Fiesko verkennt nicht die Macht vaterländischer Begeisterung. Er ruft (I. 8) Bourgoignino nach „Wenn diese Flammen ins Vaterland schlagen, mögen die Doria fest stehen.“

Heimats- und Vaterlandsgefühl verrät Andreas Doria (V. 14) „Andreas, sagst du, ersuche seine Kinder, ihn doch in seinem achtzigsten Jahre nicht zu den Ausländern zu jagen, die dem Andreas den Flor seines Vaterlandes nie verzeihen würden. Sag ihnen das, und Andreas ersuche seine Kinder um soviel Erde in seinem Vaterland für soviel Gebeime.“

Wenn diese Stellen beweisen, daß Schiller überhaupt auf vaterländische Gesinnung Wert legt, so verrät die Scene (V. 4), wo Andreas Doria von den Deutschen gerettet wird, insbesondere Achtung vor der deutschen Treue und Tapferkeit; nicht weniger Calcagnos Worte (V. 6) „Bären, die Teutschen! pflanzten sich vor den Alten wie Felsen. . . . Wenn sie das fremden Tyrannen thun, alle Teufel, wie müssen sie ihre Fürsten bewachen!“

Diese Beweise verlieren nichts von ihrer Bedeutung, wenn man eine Stelle aus dem Briefe entgegenhält, den er am 24./1. 1784 von Bauerbach aus an Frau von Wolzogen richtete: „Wenn Nordamerika frei wird, so ist es ausgemacht, daß ich hingehe.“ — Aus Stuttgart durch den Zwang, aus Mannheim durch die Not vertrieben, mußte er

sich nach einem Lande sehnen, wo er seine Kräfte frei entfalten und sich eine dauernde Stellung schaffen konnte. — Ja, jene Äußerungen sind um so gewichtiger, je weniger ihm sein eignes Vaterland bot. Und wie sehnt er sich in dem Briefe vom 1./1. 84 an Christophine nach seiner Rückkehr in sein Vaterland Württemberg. Wie froh ist er, als ihm Deutschland doch noch eine Stätte bietet. Am 19./1. 84 schreibt er an Zumsteg: „Kurpfalz ist mein Vaterland, und durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft bin ich nationalisiert und Kurf.-Pfalzbairischer Unterthan,“ und am 1./7. 84 an Peterfen: „Durch sie (die deutsche Gesellschaft) habe ich wieder ein Vaterland!“

Wie im Fiesko spricht sich auch in *Kabale und Liebe* vaterländische Gesinnung aus. Der alte Müller nennt sich (I. 2) „einen plumpen, graden, teutschen Kerl;“ teutsch und offen ist ihm (II. 6) gleichbedeutend. Wenn auch Ferdinand nach Art der Liebenden einmal sagt (III. 4) „Mein Vaterland ist, wo mich Louise liebt,“ so fühlt er sich doch (I. 7) gegenüber dem ganzen Stolze Englands als „ein teutscher Jüngling“ und Wurm hielt es für möglich (III. 1), daß in ihm „die Pflichten des Patrioten vordringen und die Gefühle des Sohnes zum Schweigen bringen.“ Ferdinand ist (III. 4) empört, daß die Schätze seines Vaters Blutgeld des Vaterlandes sind. — Vaterländisch fühlt auch die Lady Milford (II. 3) „Sie haben die Engländerin in mir aufgefodert, und auf Vorwürfe dieser Art muß mein Vaterland Antwort haben.“

In dasselbe Jahr fällt die Abhandlung „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ Hier weist Schiller darauf hin, daß die Bühne ein Mittel ist, welches „der feurige Patriot gebrauchen kann. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe wert hielten, Patrioten zu sein.“ Auch hebt er den großen Einfluß hervor, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde, d. i. „die Ähnlichkeit und Übereinstimmung ihrer Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet.“

Wenig klar über seine eigne Stimmung ist sich Schiller in der Ankündigung der Rheinischen Thalia (1784 III. 528 f.). Während er hier den Patriotismus ein heiliges Wort nennt, hinter welches sich zu oft die Spekulation des Kaufmanns flüchtet, erklärt er sich selbst für einen Weltbürger. „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt einzutauschen. . . Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland. . . Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. . . Etwas Großes wandelt mich an, bei der Vorstellung, an keinen andern Thron mehr zu appellieren als an die menschliche Seele. . . Losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweggesetzt, ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt u.“

Die Ueberschwenglichkeit, an der die ganze Ankündigung leidet, zeigt sich auch in diesen Stellen. Weil er nicht mehr in Württemberg lebt, weil er aus dem Verhältnis zu seinem Landesfürsten geschieden ist, so glaubt er in kühnem Sprunge seiner Gedanken gleich ein Bürger des Weltalls zu sein und vergißt ganz, was er am Anfange des Jahres an seine Schwester Christophine und an Zumsteg geschrieben hat.

Die Stimmung hielt auch nicht lange an. Denn schon 1785 ist er glücklich, wieder einen Fürsten den seinigen nennen zu dürfen. In der Widmung des Dom Karlos an Karl August sagte er (III. 589) „Wie teuer ist mir der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlvolle Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will und daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten auch jetzt lieben darf.“ Und daß der Name Deutscher ihm ein Ehrenname ist, beweist der Gruß an Körner zu dessen Hochzeit 1785 (IV. 8) „Heil Dir, edler deutscher Mann!“ Er hielt es auch für die Aufgabe des Schriftstellers, durch seine Werke zum Ruhme seiner Nation beizutragen. Denn in dem Vorwort zum Dom Karlos (1785 V. 2) erkennt er Wieland's Ausspruch „Ein vollkommenes Drama soll in Versen geschrieben sein oder es ist kein vollkommenes und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht konkurrieren,“ als berechtigt an, wenn er auch aus Bescheidenheit auf das letztere keinen Anspruch macht.

Eine Wendung bringt das folgende Jahr. Im Jahre 1786 steigt in ihm der Zweifel auf, ob es sich überhaupt empfiehlt, sich mit politischen Dingen zu befassen. Am 15. April schreibt er an Körner: „In der Kontinuation unserer philosophischen Briefe wollen wir das Thema aufs Tapet bringen, welche Thätigkeit — bei gleichen Kräften — die vorzüglichere ist, politische oder ideale, bürgerliche oder gelehrte.“ Und Julius schreibt an Raphael (IV. 36): „Wohin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützlich Mitglied der Gesellschaft zu heißen, du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. . . Die Vernunft ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trage meinen Kaiserthron in meinem Gehirn.“

Wenn er hier einem rein geistigen Leben, welches keine Länder und Völker kennt, den Vorzug giebt, so sehen wir ihn in demselben Jahre auch einem Weltbürgertum anderer Art sich zuneigen. Zwar sind es nicht seine eignen Gedanken, die wir hier anführen, aber da sie später in seinen Werken wiederkehren, so dürfen wir wohl annehmen, daß sie schon seinen damaligen Ansichten entsprachen. In der Uebersetzung von Merciers Philipp II. heißt es (III. 98): „Die Staaten hängen so gut zusammen, als die einzelnen Menschen. Politik und Menschlichkeit erfordern, daß ein Unrecht, welches einer Nation zugefügt wird, von allen andern bemerkt und geahndet werde. . . Sobald die Gesetze der

Menschheit verletzt werden, tritt alles in das ursprüngliche Recht zurück; einem unterdrückten Volke beizustehen und großmütig aufzuhelfen, das ist die Aufforderung der Natur . . . Jeder wahre Fürst, jedes edle Volk wird der Nation beizustehen, die einem eisernen Joch unterliegt oder ein Raub der Anarchie wird.“

Aber auch für die Kraft, die ein einzelnes Volk im Kampfe für seine Freiheit entfaltet, hat Mercier anerkennde Worte (102): „Die aufrührerischen Niederländer geban einen Beweis, daß einem Volke nichts unmöglich ist, welches sich fest vorgezsetzt hat, entweder frei oder nicht mehr zu sein“. Auch dieser Gedanke dürfte Schiller's Anschauungen entsprechen. Zu einem reinen Weltbürgertum ist er überhaupt noch nicht durchgedrungen. — Im Geisterseher (1787 III. 267) tadelt er die Grundsätze der geheimen Gesellschaft Bucentauro. „Jeder, der in diese Gesellschaft eintrat, mußte, wenigstens so lange er in ihr lebte, seinen Rang, seine Nation, seine Religionspartei, kurz alle konventionelle Unterscheidungszeichen ablegen und sich in einen gewissen Stand uniververseller Gleichheit begeben.“

Und dieses Schwanken zwischen weltbürgerlicher und vaterländischer Gesinnung findet sich selbst in dem Drama, welches man gewöhnlich als das Glaubensbekenntnis des Weltbürgers bezeichnet, in dem Schiller nach seiner eignen Äußerung (VI. 37) „das kühnste Ideal einer Menschenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit“ darstellen will, im Don Karlos. Allerdings tritt Posa als Abgeordneter der ganzen Menschheit vor Karlos, dessen Herz ebenfalls der Menschheit aufgethan und weit genug ist, die Schöpfung zu umschließen. Als Weltbürger sagt Posa zur Königin: „Sagen Sie ihm (Karlos), daß ich Menschenglück auf seine Seele lege“ und zum Könige: „Ich bin sogleich nicht vorbereitet, was ich als Bürger dieser Welt gedacht, in Worte Ihres Unterthans zu kleiden.“ Und auch Philipp erkennt in ihm den Weltbürger. „Der Freundschaft arme Flamme füllt eines Posa Herz nicht aus; das schlug der ganzen Menschheit; seine Reigung war die Welt mit allen kommenden Geschlechtern. Er brachte der Menschheit, seinem Götzen, mich zum Opfer, die Menschheit büße mir für ihn.“ Und doch haben auch die Personen dieses Dramas ein Vaterland. Das beweisen weniger die bestechenden Worte der Königin (I. 2): „Uns alle zieht das Herz zum Vaterland“ — denn diese atmen nur Heimweh, Sehnsucht nach dem Lande ihrer Jugend, nach den Lüften ihres Frankreichs — als Karlos Frage, durch die er das unbegreifliche Verfahren seines Freundes zu erklären sucht, „Soll ihm das Vaterland nicht teurer sein als einer?“ Er nimmt an und findet es recht, daß Posa ihn übergeht und seine Kräfte dem Vaterlande widmet. Und dieser selbst rät Philipp, sein Reich zum glücklichsten der Welt zu machen und dann die Welt zu unterwerfen. Und als Verma vom Prinzen Abschied nimmt, versichert er ihn der Teilnahme aller Patrioten.

Auffallende Widersprüche finden sich in Schiller's Äußerungen aus dem Jahre 1788. Wollte man seinen Briefen an Lotte trauen, so müßte er mit Nationalität und Staat schon völlig gebrochen haben. Am 27. November schreibt er: „Jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Seele ist mehr als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur.“ Die Nationalität ist ihm gleichgültig, der Staat ist ihm nur (4. Dezember 1788) eine Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsere Kräfte zum Treiben gebracht werden. Aber seine eignen Worte zeugen wider ihn. Mit Stolz blickt er auf Friedrich den Großen und nennt ihn (VI. 12) den größten Mann des Jahrhunderts, und die epische Behandlung seiner Thaten nennt er in einem Briefe an Körner vom 20. Oktober 1788 eine Nationalangelegenheit. Mit Eifer wacht er über der Reinheit der vaterländischen Sprache. An Schag's Übersetzung von „Goldoni über sich selbst“ tadelt er (VI. 19) die unreine Sprache. „Sollten wir wirklich für die Wörter soupieren, genießen, Doktrin, apathisch u. a. keine gleichbedeutenden deutschen haben?“ Er weist die Schriftsteller auf die Muster hin, „die so viele unserer klassischen Schriftsteller von der deutschen edleren Gesellschaftssprache geliefert haben.“ Er teilt den Patriotismus Agamemnon's und Iphigenias. Agamemnon sagt zu Iphigenia (VI. 216): „Dein Vaterland will Deinen Tod — ihm muß ich, gern oder ungeru, Dich zum Opfer geben. Das Vaterland geht vor.“ Und Iphigenia tröstet ihre Mutter. „Nicht Dir allein, Du hast mich allen Griechen gemeinschaftlich geboren. Sieh dort, sieh die Tausende, die ihre Schilde schwenken, dort andere Tausende, des Ruders kundig, entbrannt von edlem Eifer kommen sie die Schmach des Vaterlands zu rächen, gegen den Feind durch tapfere Kriegesthat zu glänzen, zu sterben für das Vaterland. Dies alles macht' ich zu nichts, ich, ein einz'ges Leben.“ Daß Schiller diese Ansichten teilt, geht aus der Anmerkung hervor (VI. 232): „Kann etwas wichtiger und erhabener sein als die Aufopferung einer jungen und blühenden Fürstentochter für das Glück so vieler versammelter Nationen?“

In der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande (1788. VII.) kommen zwar auch Gedanken vor, die an die oben erwähnten weltbürgerlichen Gesinnungen erinnern, — z. B. p. 19, wo er hervorhebt, daß die Bedrückung des niederländischen Volkes „eine Angelegenheit aller Menschen würde, die ihre Rechte fühlten“, und p. 49, wo er ein blühendes Reich noch kein glückliches nennt; bei der Macht des Staates müsse das Wohl der Individuen zu Rate gezogen werden; die Staatsverfassung sei glücklich, die den Menschen mit Menschenwert bekannt mache, — aber das Vaterländische überwiegt doch „die Kraft (8), womit das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagemut krönt, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten reifen“. — Dem Adel wirft er (62) vor, daß er als unumschränkter Satrap eines unumschränkten Herrn sein Vaterland drückte. — Das Vaterland ist ihm ein heiliges Gut (69) „Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und Natur sind immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich

„mischen, von denen sie Stärke empfangen und denen sie geben“. Das Vaterland ist ein mächtiges Band (105). „Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menschen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigentum mehr band“. — Vor der Würde eines Volkes hat er hohe Achtung (129). „Aber eben das seltsame Schicksal Albas führt sogleich etwas Großes, etwas Erhabenes mit sich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung giebt. Hier erblickt er eine Nation, die, von keinem Schimmer bestochen, durch keine Furcht in Schranken gehalten, standhaft, unerbittlich und ohne Verabredung einstimmig das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltsame Einsetzung dieses Fremdlinges gegen ihre Würde begangen ward. Selbst die starke Hand des Monarchen, der sein Freund und sein Beschützer ist, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beschlossen hat, ihn von sich zu stoßen. . . . So fürchterlich rächte das Volk seine Edlen und seine beleidigte Majestät an dem größten Monarchen der Erde“.

Granvella fiel (135) durch die zürnende Stimme einer ganzen Nation. — Was den Prinzen von Oranien leitet, ist (171) Rücksicht auf das Vaterland. — Einen glücklichen Zufall nennt es Schiller (182), daß Vaterland, Wahrheit und Freiheit den ersten Besitz von Ludwigs von Nassau Herzen genommen, aber auch seines Bruders Wilhelm Herz war ihnen, wenn auch später, gewiß. — Rühmend hebt er die Anhänglichkeit der Niederländer an ihr Vaterland hervor (300). „Deutschland und England waren von niederländischen Flüchtlingen angefüllt, die, wo sie sich auch niederließen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis selbst auf die Kleidertracht, beibehielten, weil es ihnen doch zu schwer war, ihrem Vaterlande ganz abzustehen und selbst von der Hoffnung einer Wiederkehr zu scheiden“.

Die Äußerungen aus dem folgenden Jahre klingen wieder etwas kühler. 1789 hat der oben erwähnte Plan der *Friedericiade* eine etwas andre Gestalt angenommen. Schiller will sich nicht mehr auf Friedrich den Großen beschränken, sondern, wie er am 10. 3. an Körner schreibt, die europäischen Hauptnationen, ihr Nationalgepräge, ihre Verfassungen und in sechs bis acht Versen ihre Geschichte anschauend darstellen. „Was es mir auch kosten möchte, ich würde den freien Denker vorzüglich darin in Glorie stellen, und das ganze Gedicht müßte dies Gepräge tragen“. — Das ist schon nicht mehr die Nationalangelegenheit, von der er ein halbes Jahr vorher sprach. — Noch scharfer tritt der Gegensatz in dem Briefwechsel mit Lotte hervor. Während Lotte (23. 3. 89) für Winkelried, „der sich für das Wohl seines Vaterlandes durchbohren ließ“, begeistert ist, antwortet Schiller am 26. 3. „Ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind. Ohne das, was die Franzosen *ferocité* nennen, kann man einen solchen Heldennut nicht äußern; die Festigkeiten, deren der Mensch in einem Zustand roher Begeisterung fähig ist, kann man der Gattung bloß als Kraft, aber dem Individuum nicht wohl als Größe anrechnen. Wenn ich Ihnen Beispiele ähnlicher Stärke des Muts aus den Religionskriegen anführen wollte, so würden Sie diese und ähnliche Thaten vielleicht nur noch anstaunen, aber weit weniger bewundern.“ — Aber Lotte läßt sich (31. 3.) nicht irre machen und möchte nur die rechte Beredsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen können wie ihr Freund, um ihn zu überzeugen. — Auch sonst verrät sie ein warmes Vaterlandsgefühl. So weh es ihr thut (27. 7. 89), daß Fiesko ins Meer gestürzt wird, so kann sie *Berrina* doch nicht verurteilen: „er konnte nicht anders handeln, da es sein Vaterland galt“.

Dieselben Gefinnungen wie gegen Lotte äußert Schiller am 13. 10. 89 gegen Körner. „Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das Letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillestehn. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte (von welcher Nation und Zeit sie auch sei) dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden, so hat sie alle Requisite unter der Hand der Philosophie interessant zu werden — und dieses Interesse kann jeder Verzierung entbehren.“

Viel milder klingt, was er in der akademischen Antrittsrede sagt. (IX. 88.) „Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band.“ — Hier tritt keine Verachtung der Nationalität, sondern nur die übertrieben günstige Auffassung hervor, die man damals ziemlich allgemein bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen den einzelnen Völkern bemerken konnte. Ebenso übertrieben ist das günstige Urteil, welches er (p. 89) über Kaiser und Reich ausspricht. „Das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten hat, leistet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom, denn es hält ein nützlichcs Staatssystem durch Eintracht zusammen.“ — Und in demselben Jahre, in welchem er jene weltbürgerlichen Gedanken ausspricht, hebt er an Moses (IX. 114) gerade das Nationalgefühl hervor, welches durch die ägyptische Erziehung nicht verdrängt worden sei.

Der schroffe Gegensatz, der sich so oft zwischen Schillers Briefen und seinen Werken findet, ist daraus zu erklären, daß, wo er, wie in letzteren, ganz hingeeben einem künstlerischen oder wissenschaftlichen Streben, gleichsam

unbewußt schafft, er seine wahre Gesinnung hervortreten läßt. Wo er dagegen, wie besonders in den Briefen, sich mit sich selbst beschäftigt, tritt er geradezu in Gegensatz zu sich.

Unterdes waren die Unruhen in Frankreich ausgebrochen und warfen ihre Wellen auch nach Deutschland hinüber. Während Schiller bis dahin alles Staatliche mehr wie eine wissenschaftliche Frage betrachtet hatte, fing er jetzt an auch den wirklichen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Aber zunächst nur, soweit sie seine Person berührten. So zittert er sechs Wochen nach seiner Verheiratung bei dem Gedanken, daß der Krieg sein eben gegründetes häusliches Glück stören könne. Am 15. 4. 90 schreibt er an Körner: „Die politische Welt interessiert mich jetzt. Ich zittere vor dem Kriege, denn wir werden ihn an allen Enden Deutschlands fühlen.“ Und Körner antwortet verwundert: „Du willst Politik von mir wissen; das ist ein neuer Zug von Dir.“

Aber schon regt sich, ihm selbst unbewußt, der Deutsche in ihm, und er spricht noch vor Ausbruch der Revolutionskriege Wahrheiten aus, zu deren Erkenntnis die Masse des Volkes erst durch jahrelanges Elend gebracht wurde.

Allerdings fällt er noch in der Vorrede zur Uebersetzung der Aeneide (1791 VI. 346) ein sehr ungerechtes Urtheil über unsere Sprache. Er fordert hier „alle gewesene, gegenwärtige und nachkommende deutsche Dichter auf in einer so schwankenden, unbiegsamen, breiten, gotischen, rauhklingenden Sprache, als unsere liebe Muttersprache ist, mit der feinen Organisation und dem musikalischen Fluß der Lateinischen ohne Nachtheil zu ringen.“ — Auch in der Vorrede zur Gesch. d. dreißigj. Kr. (1791 VIII. p. 11) verrät er noch eine weltbürgerliche Gesinnung, wenn er schreibt „die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in ebenso viele verschiedene Ganze absonderte und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrücknisse des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen Schadenfreude reizte. Die Reformation stürzte diese Scheidewand. Ein lebhafteres, näher liegendes Interesse als der Nationalvorteil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhängig war, fing an die einzelnen Bürger und Staaten zu befehlen. . . . Jetzt verläßt der Pfälzer seine Heimat, um für seinen französischen Glaubensbruder gegen den gemeinschaftlichen Religionsfreund zu sechten. Der französische Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin für Hollands Freiheit zu bluten.“

Aber aus dem Werke selbst spricht ein warmes Gefühl für Nationalruhm überhaupt und für das deutsche Vaterland insbesondere. Mit einer Begeisterung, die uns nicht mehr recht verständlich ist, preißt Schiller die Unabhängigkeit der deutschen Fürsten vom Kaiser. p. 97 spricht er von dem unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich, der im Schmalkaldischen Kriege sein Land verloren. „Deine Länder konnte der Spruch des Siegers deinen Nachkommen rauben, aber nicht die patriotische Tugend, wodurch du sie verwirktest.“ Den Patriotismus sieht er also in der Verteidigung der Landesrechte gegen den Kaiser. In diesem Sinne fährt er auch fort. „Deutschlands Freiheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohlthat zurückfloß, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen verteidigt, für welche sie kaum einen Wert besaß.“ — Er hätte es auch nicht gern gesehen, wenn Gustav Adolf sich zum Kaiser von Deutschland gemacht hätte, weil die einzelnen Staaten dann ihre Unabhängigkeit verloren hätten. VIII. 299.) „Die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolf geendigt, und der größte Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reiches noch erzeigen kann, ist — zu sterben. . . . er war nicht wohl geschickt das Heiligtum deutscher Verfassung zu bewahren und vor der Freiheit deutscher Stände Achtung zu tragen.“ Auf der andern Seite tadelt Schiller den sächsischen Kurfürsten, weil dieser ohne auf das Ganze Rücksicht zu nehmen, den Prager Frieden abgeschlossen hatte. p. 361. „Gleichgültig gegen die Wohlfahrt des Reiches, gegen das Los seiner Mitstände, gegen Religion und deutsche Freiheit, dachte er bloß darauf, seine eignen Vorteile, wär's auch auf Unkosten des Ganzen, zu besorgen.“ Tief rührt ihn das Unglück Deutschlands. p. 362. „Alle diese Wunden schmerzten umsomehr, wenn man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutschland ihrer Habsucht opfereten und die Drangsale des Krieges vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennütigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich notwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutschen Reiche nicht erlöschen.“ Und mit welcher Wärme, mit welchem Schmerze spricht er von Deutschlands Vorzügen, durch die es unbezwinglich würde, wenn es nur von ihnen Gebrauch machen wollte. 198. „Von jeher genoß dieses Reich das zweideutige Vorrecht nur sein eigener Feind zu sein und von außen unüberwinden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unduldsamer Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das harmonische Band unter seinen Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland selbst entlehnte Gustav Adolf die Kräfte, womit er Deutschland sich unterwürfig machte.“ Als wahrer Freund des Vaterlandes verschleßt sich Schiller auch nicht gegen die Fehler seines Volkes. 312. „Kein Wunder, wenn Oreslierna bei solchen Gesinnungen unter deutschen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in seiner Sphäre war und durch die Umständlichkeit, welche den Charakter der Deutschen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der sich auch die mächtigsten Kaiser hatten bequemen müssen, verwarf er alle schriftlichen Deliberationen, welche der deutschen Langsamkeit zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehn Tage über einen

Punkt sich besprechen konnte, der ihm schon durch den bloßen Vortrag so gut als abgethan war.“ Mit demselben Unwillen, mit dem ein neuerer, für sein Vaterland warm fühlender Geschichtschreiber über das Gebaren deutschen Fürsten und Staatsmänner auf dem Wiener Kongreß berichtet, erzählt Schiller, wie deutsche Fürsten sich um den schwedischen Kanzler drängten, um Länder als schwedische Lehen zu erhalten. 314. „Den Kanzler selbst befremdete dieses widersinnige, den Deutschen so wenig Ehre bringende Schauspiel, und kaum konnte er seine Verachtung verbergen. „Man lege es in unserm Archiv nieder,“ sagte er einesmals, „zum ewigen Gedächtniß, daß ein deutscher Reichsfürst von einem schwedischen Edelmann so etwas begehrte und daß der schwedische Edelmann dem deutschen Reichsfürsten auf deutscher Erde so etwas zuteilte.“ Schiller versteht es wohl, wie ein Volk im Besitz eines großen Herrschers sich fühlen kann. 150. „Der Ruhm ihres Beherrschers entzündet in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf diesen König gab der Bauer in Finnland und Holland freudig seine Armut hin, versprigte der Soldat freudig sein Blut und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.“

Und so ist es, denn kein Wunder, wenn Schiller die Notwendigkeit anerkennt, daß der Dichter seinem Volke ein Werk von nationalem Gehalte giebt. Am 28/11.91 schreibt er an Körner: „Könnte ich es mit dem übrigen vereinen, so würde ein nationeller Gegenstand doch den Vorzug erhalten. Kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Darstellungsart seinem Vaterlande entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache, was ihn stempelt, so wäre diese allein genug ihn in eine gewisse Form einzuschränken und seinem Produkt eine nationale Eigentümlichkeit zu geben. Wählte er aber nun einen auswärtigen Gegenstand, so würde der Stoff mit der Darstellung immer in einem gewissen Widerspruche stehn, da im Gegenteil bei einem vaterländischen Stoffe Inhalt und Form schon in einer natürlichen Verwandtschaft stehn; das Interesse der Nation an einem nationalen Heldengedichte würde dann doch immer auch in Betrachtung kommen und die Leichtigkeit dem Gegenstande durch das Lokale mehr Wahrheit und Leben zu geben. Friedrich II. ist kein Stoff für mich und zwar aus einem Grunde, den du vielleicht nicht für wichtig genug hältst. Ich kann diesen Charakter nicht lieb gewinnen, er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen. Unter allen poetischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellem und politischem noch am meisten gattet und wo ich mich meiner Lieblingsideen am leichtesten entledigen kann, steht Gustav Adolf oben an“.

Wie die französischen Unruhen das Volk überhaupt aus seiner Teilnahmslosigkeit etwas aufrüttelten, so schenkte auch Schiller jetzt dem, was jenseits des Rheins vorging, einige Aufmerksamkeit, und zwar nicht bloß soweit er persönlich davon betroffen werden konnte. — Humboldt, der eine Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates verfaßt hatte, schreibt am 12/9.92 an Schiller: „Da die Abhandlung politischen Inhalts ist, woran das Publikum jetzt vorzüglich Interesse zu finden scheint. . . so zweifle ich nicht, daß Götschen den Verlag übernehme. . . Karoline schreibt uns noch, daß einige Ideen meiner Abhandlung Sie nicht ohne Interesse gelassen haben und daß Sie selbst sich jetzt mehr mit diesen Gegenständen beschäftigen.“ In dem Briefe vom 7/12.92 erwähnt er sogar, daß Schiller Lust zu einer Reise nach Paris hat.

Ein Freund der Revolution war Schiller nicht. Am 6/11.92 schreibt er an Körner: „Es ist sehr interessant gerade in der jetzigen Zeit ein gesundes Glaubensbekenntnis über Revolutionen abzulegen; und da es schlechterdings zum Vorteile der Revolutionsfeinde ausfallen muß, so können die Wahrheiten, die den Regierungen notwendig darin gesagt werden müssen, keinen gehässigen Eindruck machen.“ Empört ist er über die Art, wie der Convent den König behandelt. Am 21/12.92 schreibt er an Körner: „Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen; und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urteil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation anzusehn, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urteil nicht ganz unempfindlich sind.“ Und als die Nachricht von der Hinrichtung des Königs angekommen ist, schreibt er am 8/2.93 an Körner: „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so eckeln diese elenden Schinderknechte mich an“.

Dem gegenwärtigen Geschlechte unbegreiflich, aber den Anschauungen, die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts allgemein verbreitet waren, völlig entsprechend ist die Ruhe, mit der Schiller von der Möglichkeit spricht, daß im bevorstehenden Kriege deutsches Gebiet verloren geht; mehr als dies fürchtet er die Plackereien, unter denen der Einzelne zu leiden hat; und wenn ihn der Krieg um die Aussichten bringt vom Kurfürsten nach Mainz berufen zu werden, so hält er es gar nicht für ausgeschlossen, daß er bei den Franzosen Dienste nimmt. Am 26./11. 92 schreibt er an Körner: „Miller hält es nicht für unmöglich, daß die rheinischen Staaten für Deutschland verloren gehn; wenigstens dürfte der Kurfürst von Mainz mit samt allen seinen Nachfolgern viele Einschränkungen erfahren. Der Krieg gegen Frankreich ist auf das nächste Jahr festgesetzt. Man wird also auf deutschem Boden kantonieren, und wer weiß, ob es nicht auch die Franzosen dahin bringen. Seitdem ich den Moniteur lese, habe ich mehr Erwartungen von diesen. Wenn Du diese Zeitung nicht liest, so will ich sie Dir sehr empfohlen haben. Man hat darin alle Verhand-

lungen in der Nationalkonvention im Detail vor sich und lernt die Franzosen in ihrer Stärke und Schwäche kennen. In Deutschland fängt man große Anstalten an, und es geht wie immer über die Freiheit der Partikuliers her. In Göttingen werden alle Briefe und Pakete, worin man etwas zu finden glaubt, erbrochen, worüber viel Klagen geführt werden. Bei uns ist es noch auf dem alten Fuße, und Brutalitäten haben wir von unsrer Regierung nicht zu erwarten. — Die mainzischen Aspekten werden sehr zweifelhaft für mich; aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen.“ —

Noch weiter geht Körner in seinem Briefe vom 14./12. 92. „Ich hoffe viel für die Franzosen von dem glücklichen Erfolge ihres Krieges. Das Gefühl ihrer Stärke könnte ihnen einen neuen moralischen Schwung geben, und die Greuel müßten aufhören, die bloß eine Folge der Schwäche und der Verzweiflung waren.“ Also damit in Frankreich Ruhe werde, mag Deutschland unterliegen und einen Teil seines Gebietes verlieren!

Die brieflichen Äußerungen Schillers stehn wieder im schroffsten Gegensatz zu einer Abhandlung aus demselben Jahre, in der seine Anschauung wahrer zu Tage tritt. In dem Aufsatz über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen (X. 12) fragt er, wie Curiolan sich hätte verhalten müssen, wenn er gegen die Volker gezogen wäre und seine Mutter eine Volksterin gewesen wäre. Er stellt dabei die bürgerliche Verbindlichkeit weit über die Ehrerbietung gegen die Mutter. „Jener Kommandant, dem die Wahl gelassen wird entweder die Stadt zu übergeben oder seinen gefangenen Sohn vor seinen Augen durchbohrt zu sehen, wählt ohne Bedenken das letzere, weil die Pflicht gegen sein Kind der Pflicht gegen sein Vaterland billig untergeordnet ist.“ — So hoch steht ihm also das Vaterland, und wie er Deutschland schätzt, geht aus dem Schlußwort dieser Abhandlung hervor, in welchem er nicht ohne Schmerz auf einen alten Fehler der Deutschen hinweist: „Unter Europens Nationen sind unsre Nachbarn, die Franzosen, diesem Extrem (der einseitigen Auffassung eines Kunstwerks durch den Verstand) am nächsten geführt worden, und wir gingen, wie in allem, so auch hier diesem Muster nach.“ — Ganz ähnlich urteilt er 1793 in den zerstreuten Betrachtungen (X. 203) über die Unselbstständigkeit der Deutschen: „Die Gartenkunst und die dramatische Dichtkunst haben in neueren Zeiten ziemlich dasselbe Schicksal, und zwar bei denselben Nationen gehabt. Dieselbe Tyrannei der Regel in den französischen Gärten und in den französischen Tragödien; dieselbe bunte und wilde Regellosigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shakespeare, und sowie der deutsche Geschmack von jeher das Gesetz von den Ausländern empfangen, so mußte er auch in diesem Stück zwischen jenen beiden Extremen hin und herschwanken.“

Während er so mit der Sorgfalt eines Freundes auf die Schwächen seines Volkes achtet, fühlt er auch das lebhafteste Verlangen das Land, in dem er geboren ist, wiederzusehn. — Am 17./7. 93 schreibt er an Körner: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig.“

Diese Liebe zur Heimat und die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volke übersteht Schiller gänzlich in der einseitigen Bestimmung des Patriotismus, die er ein Jahr später in der Allgemeinen Litteraturzeitung vom 11./8. 94 (X. 558) giebt. „Der Patriotismus besteht in der aus der Ueberzeugung von der Güte und Zweckmäßigkeit unsrer Staatsverfassung entspringenden thätigen Anhänglichkeit an dieselbe. Je gegründetere diese Ueberzeugung ist, desto wahrer und echter wird auch der Patriotismus sein; aber mit der Erreichung jenes Endzweckes aller Staatsverfassung (der Erziehung der Menschen zu einem Zustande, in welchem sie, unabhängig von äußern Zwangsgesetzen, in einem bloß gesellschaftlichen Verhältnisse ihren eigennütigen Trieb durch das Gesetz ihrer eignen Vernunft einschränken und regieren) wird er auch aufhören, und der Kosmopolitismus, als eine in demselben Verhältnis höher stehende Tugend, in welchem der durch den Staat zu bewirkende Zustand (das goldne Zeitalter der Dichter) vorzüglicher ist als jener (die Sicherung der natürlichen und unverlierbaren, sowie der im Staate wohl erworbenen Rechte durch äußere Zwangsgesetze) an dessen Stelle treten.“ — Daß Schiller hier nicht mit seinem Herzblut geschrieben hat, erkennt man schon aus der Schwerfälligkeit der Form. Allerdings entsprechen diese Gedanken ganz Körners Ansichten, dem (Brief vom 7./11. 94) der Staat bloß Mittel, Zweck allein die Menschheit ist.

Die politischen Verhältnisse widern Schiller allmählich an. Von Cotta aufgefordert, die Leitung einer politischen Zeitung zu übernehmen, schreibt er am 19./5. 94: „Ich gestehe aufrichtig, daß ich die politische Schriftstellerei nicht aus Neigung, sondern aus Spekulation erwählen würde.“ Und als er Goethe zur Mitarbeit an den Horen einladet, sagt er (13./6. 94) „Unbedingt wird die Zeitschrift sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht.“ — Wie ungern er die Politik berührt, beweist auch der Brief an Goethe vom 20./10. 94. „Ich habe über den politischen Jammer noch nie eine Feder angefaßt, und was ich in diesen Briefen (Ab. d. ästhet. Erz.) davon sage, geschah bloß um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen.“ Dabei zog der Krieg die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und Körner ist mit Recht sehr neugierig, wie man die Horen aufnehmen wird. Am 12./12. 94 schreibt er „Der jetzige öffentliche und heimliche Krieg ist ein ungünstiger Zeitpunkt für alles, was nicht politisch ist.“

Der Widerspruch in Schillers Gesinnungen dauert auch im Jahre 1795 noch fort. Auf der einen Seite fühlt er sich als Deutscher, ja sogar als Württemberger, auf der andern will er von einem Unterschiede der Länder und Völker nichts wissen. In jenem Sinne schreibt er unter Bezug auf eine Berufung nach Tübingen am 20. 2. 95 an Cotta „Eine Professur in der Philosophie auf meine eigne Art und Weise würde ich mit Vergnügen angenommen haben, um in

meinem Vaterlande zu leben.“ Und in der Ankündigung der *Horen* (X. 269) empfindet er „ein patriotisches Vergnügen, daß es ihm gelungen ist, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Versuche, die von Einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat.“ — Auch erkennt er nicht die Eigentümlichkeiten der Nationen. So schreibt er am 15. 5. 95 an Goethe: „Viele Klagen über die abstrakte Materie (in den *Horen*), viele sind auch an ihren Unterhaltungen irre, weil sie, wie sie sich ausdrücken, noch nicht absehen können, was damit werden soll. Sie sehen, unfre deutschen Gäste verleugnen sich nicht; sie müssen immer wissen, was sie essen, wenn es ihnen recht schmecken soll. Sie müssen einen Begriff davon haben.“ Und den Dichter des *Tell* hört man schon in den Versen aus dem Spaziergange „Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend Brüsten von einem Gefühl glühend ein einziges Herz, schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze; Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.“

Aber fast wichtiger erscheint es ihm, Bürger seiner Zeit als Bürger eines bestimmten Staates zu sein. Im zweiten Briefe über die ästhetische Erziehung (1795 X. 276) sagt er: „Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein anderes gearbeitet haben. Man ist ebenso gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuschließen, warum sollte es weniger Pflicht sein, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfnis und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?“

Man sollte danach vermuten, daß er mit reger Teilnahme den welterschütternden Kämpfen seiner Zeit folgte und Partei ergriff, aber weit gefehlt, sein Jahrhundert ist nicht das Jahrhundert der Schlachten; er legt sich selbst eine Welt zurecht, in der er leben will und in der andere mit ihm leben sollen. So schreibt er in der Ankündigung der *Horen* (X. 266) „In einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Krieges das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Zirkel erneuert und nur allzu oft Mufen und Grazien daraus verschleudert, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist, möchte es ebenso gewagt als verdienstlich sein, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingssthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber jemehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.“ Indem die neue Zeitschrift „sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie . . . zu dem Ideale veredelter Menschheit . . . einzelne Züge sammeln. . . . So verschieden auch die Wege sein mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet sein, wahre Humanität zu befördern.“ In demselben Sinne schreibt er am 25. 1. 95 an Jacobi: „Sie verlangen zu wissen, wie weit sich das Interdikt erstreckt, das wir auf politische Gegenstände gelegt haben. Ihre Frage wird durch den Inhalt dieses ersten Stückes (der *Horen*) hinreichend beantwortet sein. Sie finden, daß wir dem philosophischen Geist keineswegs verbieten, diese Materie zu berühren; nur soll er in den jetzigen Weltthändeln nicht Partei nehmen und sich jeder bestimmten Beziehung auf irgend einen partikulären Staat und auf eine bestimmte Zeitbegebenheit enthalten. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann. Sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht des Philosophen wie des Dichters zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein.“ Und so sehr ist er in der Welt, die er sich selbst geschaffen hat, aufgegangen, so gleichgültig sind ihm die wirklichen Verhältnisse, daß er unter allen Umständen die Beendigung des Krieges wünscht, mögen die Bedingungen sein, wie sie wollen, wenn nur die Unruhe aufhört. Am 5/4. 95 schreibt er an Körner: „Hier spricht man sehr decidiert, daß zwischen Preußen, Hannover, Kassel und den Franzosen der Friede geschlossen sei. Mit Hannover nämlich bloß als Deutscher Reichsstand. Die Nachricht ist von einer sonst guten Quelle. Möchte sie wahr sein, so wäre bald eine Nachfolge vom ganzen Deutschland zu hoffen.“

Die letzte Hoffnung war eitel. Der Krieg, der in Süd- und Westdeutschland wütete, das Leben der Verwandten und Freunde Schillers bedrohte, pochte sehr vernehmlich an seine Thür und riß ihn aus seiner erträumten Welt in die Wirklichkeit herab. — Am 8. 7. 96 schreibt Schiller an Cotta: „Möchten Ihnen die Franzosen keine schlimmen Gäste sein,“ und fünf Tage später „der Himmel weiß, ob und wann dieses Paket in Ihre Hände kommen wird. Das Beste ist, daß die kriegerischen Umstände jede Versäumnis bei dem Publikum hinreichend entschuldigen werden. — Geben Sie mir ja Nachricht, sobald Sie können, von dem Schicksal des Vaterlandes, von Ihrem eignen und, wenn Sie etwas erfahren, von dem meiner Familie.“ — Auch für Goethes Familie ist er besorgt. Am 22. 7. 96 schreibt er an diesen: „Die Frankfurter Angelegenheiten sollen Sie und Ihre Mutter, wie ich hoffe, nicht so schwer betreffen haben noch betreffen. Erfahren Sie etwas, was man in Zeitungen nicht lesen kann, über diese Vorfälle, so lassen Sie es mir doch auch zukommen. Nachschrift: Hier sagte man heute, der Koadjutor sei gefangen.“ — Am folgenden Tage schreibt er an Körner: „Die schwäbischen Angelegenheiten und die politischen überhaupt beunruhigen mich doch auch

sehr, und es mag fallen, wie es will, so wird es uns arme Achiver manch hartes Opfer kosten. Ich würde es sehr stark spüren, wenn Cotta so sehr entkräftet würde, daß er seine Unternehmungen einschränken müßte; ohnehin wird das Bücherwesen einen großen Stoß erhalten, und die politischen Aspekten begünstigen mich auch vonseiten des Coadjutors nicht mehr, der wahrscheinlich um seine Aussichten betrogen ist. Indessen müssen wir erwarten, was der Himmel über uns verhängt.“ — Ruhiger ist Körner, der am 8. 8. 96 antwortet: „Die politischen Vorfälle werden hoffentlich unsre Zirkel nicht stören. Wir leben nicht in der politischen Welt und verlangen nichts als Ruhe. . . . Für Cotta sehe ich keine Gefahr, da der Friede mit Württemberg geschlossen ist. Jede litterarische Unternehmung hat freilich jetzt einen ungünstigen Zeitpunkt, da die Augen der Menge auf die Zeitungen gerichtet sind; doch wird sich dies nach dem Frieden schon wieder ändern.“ An Goethe schreibt Schiller am 25. 7. 96: „Die politischen Dinge, denen ich so gern immer auswich, rücken einem doch nachgerade sehr zu Leibe. Die Franzosen sind in Stuttgart, wohin die Kaiserlichen sich anfangs geworfen haben sollen, so daß jene die Stadt beschießen mußten. Ich kann das aber nicht glauben, da Stuttgart kaum Mauern hat und es keinem Menschen, der bei Sinnen ist, einfallen kann, sich auch nur drei Stunden darin halten zu wollen. Von meiner Familie habe ich seit mehreren Wochen keine Nachricht,“ und eine Woche später: „Ich habe heute wieder keine Nachricht aus Schwaben; es scheint, daß wir ganz abgeschnitten sind.“ — Am 1. 8. 96 schreibt er an Cotta: „Wir fangen auch hier an die Franzosen zu fürchten; wenigstens können sie uns in wenigen Tagen erreichen. Können Sie aber die Druckerei ununterbrochen fortsetzen, so soll nichts eine Unordnung in meine Lieferungen bringen. Geben Sie mir nur einen Laut, wie es geht, was zu fürchten, was zu hoffen ist.“ — Endlich, am 15. 8, erhält er Nachrichten und antwortet Cotta: „Ihre zwei Briefe vom 5. und 8. August, die ich heute erhalte, sind mir nach einer so erstaunlichen Ungewißheit und Erwartung recht tröstlich gewesen. Dem Himmel sei Dank, daß die Nachrichten aus dem lieben Vaterland noch so erträglich lauten, hier hatte man die bedenklichsten Gerüchte ausgestreut. . . . Nach allen Nachrichten ist der allgemeine Friede nahe, der alle Wunden heilen soll. . . . Ich sehne mich nach neuen und erfreulichen Nachrichten von Ihnen und dem Vaterland.“

An demselben Tage teilt er auch Goethe mit, daß er erfreuliche Nachrichten aus seiner Heimat erhalten hat. „Endlich habe ich Briefe aus Schwaben, die mich zwar nicht viel unterrichten, aber im ganzen doch beruhigen. . . . Meine Familie hat wenig von den Kriegsunruhen, desto mehr aber von den Krankheitsumständen meines Vaters gelitten.“

In der Xenien, die in dieses Jahr fallen, begegnen wir zwar noch jener Geringschätzung der politischen Verhältnisse und der Überschätzung der rein menschlichen Ausbildung, aber Schiller wendet sich doch auch schon wieder seinem eignen Volke liebevoll zu und hat ein Auge für dessen Vorzüge und Fehler. Im ersten Sinne sagt er „Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens. Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.“ — Wie eine Klage klingt es, wenn er sagt „Deutschland? aber wo liegt es? ich weiß das Land nicht zu finden, wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.“ — In den *Tabulae votivae* heißt es (XI. 182) „Klinge, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit, Beides gelang dir, doch nie glückte der gallische Sprung“ und „Freunde, treibt nur alles mit Ernst und Liebe, die beiden sehn dem Deutschen so schön, den, ach, so vieles entstellt.“ — Seine Ansicht über die beste Staatsverfassung ist noch dieselbe, die er oben äußerte (X. 183): „Die beste Staatsverfassung. Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.“ — Aber auf der andern Seite zeigt er doch wieder Gefühl und Verständnis für die großen Männer seines Volkes, wenn er in dem Epigramm auf Nikolai (XI. 116) Friedrich II. „den unsterblichen Friedrich, den einzigen“ nennt.

Als die ersten Nachrichten über den Präliminarfrieden von Leoben kamen, hat er Goethe (25. 4. 97) um nähere Auskunft. — „Was sagen sie zu der Regensburger Friedensnachricht? Wissen Sie etwas Bestimmtes, so teilen Sie es uns ja mit.“ Und als die Bestätigung eingetroffen ist, schreibt er an Körner (1. 5. 97) Goethe wird wohl auch am Ende des Sommers nach Italien gehn, da der Friede jetzt die Reise möglich macht. Gott sei für diesen Frieden tausendmal gelobt; er wird uns allen wohlthätig sein.“ — Wenn er sich so über den Frieden freut, so ist wohl die Äußerung in dem Briefe von Goethe vom 22. 9. 97 nur als eine Wendung der Höflichkeit aufzufassen und nicht ernst zu nehmen. „Wir zweifeln bei dem zweifelhaften Ansehn des Kriegs und Friedens noch immer an der rasen Ausführung Ihrer italienischen Reise und geben zuweilen der Hoffnung Raum, daß wir Sie früher, als wir erwarten durften, wieder bei uns sehn könnten.“ Denn man darf doch nicht annehmen, daß er lediglich, damit Goethe zurück komme, den abermaligen Ausbruch der Feindseligkeiten wünscht. Er will sogar ein Gedicht auf den Frieden machen, dessen endgültigen Abschluß die Rastatter Versammlungen herbeiführen sollen. Cotta hatte ihn darum gebeten, aber augenblicklich hinderte ihn sein Gesundheitszustand daran. „Kommt aber, so schreibt er am 14. 11. 97, der Friede erst auf den Sommer zustande, so hat sich unterdessen vielleicht eine gute Stunde bei mir gefunden, Ihr Verlangen zu erfüllen.“

Wenn sich nun in allen diesen Stellen seiner Briefe gar keine Rücksicht auf das große Ganze findet, wenn er lediglich deshalb den Frieden wünscht, damit seine Freunde und Verwandten nicht geschädigt werden und damit er selbst ungestört seinen Arbeiten nachgehn kann, so darf man doch nicht annehmen, daß ihm jedes Gefühl für Deutschtum abhanden gekommen sei. Dagegen sprechen schon die oben angeführten Distichen. — So wenig ihn augenblicklich noch ein Verlust deutschen Gebietes berührt, so schätzt er doch das deutsche Wesen hoch. In diesem Sinne schreibt er am 1./5. 97 an Körner über Wieland: „Was einen so oft an ihm irre macht im Guten und Bösen, das ist seine Deutschtum bei

dieser französischen Appretur. Diese Deutscherheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter und (so setzt er allerdings hinzu) noch öfter zum alten Weibe und zum Philister.“ — Und über Humboldt schreibt er am 29./12. 97 an Goethe: „Unser Freund Humboldt bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutscherheit treu.“

Die Briefe, welche Schiller im Jahre 1798 an Goethe richtet, entsprechen in diesem Punkte den eben angeführten. Einen Vorzug des deutschen Wesens erkennt der Brief vom 23./1. an. „Den Deutschen hält die Autorität und ein dogmatischer Irrtum lange nieder, aber endlich pflegt doch bei ihm seine natürliche Objektivität und sein Ernst an der Sache zu siegen, und gewöhnlich ist er es doch, der für die Wissenschaft erntet. . . . Das erst Entstehende imponiert, wie es scheint, den Deutschen nicht, es reizt sie vielmehr und macht sie eigenstümmig, wenn man ihre Dogmen bloß erschütteret ohne sie ganz und gar umzureißen. Ein völlig fertiges Ganzes und ein methodisch ernstlicher Angriff hingegen überwältigt den Eigenstimm und bringt die natürliche und angeborene Sachliebe auf die Seite des Gegners.“ An das Urteil über Wieland erinnert der Brief vom 30./1. „Die Deutschen wollen Empfindungen, und je platter diese sind, desto allgemeiner willkommen.“ — Günstiger urteilt er am 2./2. „Weil es dem Deutschen weit natürlicher ist sich zu beschäftigen und zu bestimmen als sich in Freiheit zu setzen, so hat man bei ihm immer schon etwas Aesthetisches gewonnen, wenn man ihn nur von der Schwere des Stoffs befreit, denn seine Natur sorgt schon hinlänglich dafür, daß seine Freiheit nicht ganz ohne Kraft und Gehalt ist.“ — Und alles in allem genommen hält er das deutsche Wesen hoch, wie sich aus dem Briefe vom 9./8. ergibt. „Dem Ueberbringer dieses, Herrn Arnold aus Straßburg, bitte ich Sie einige Augenblicke zu schenken und ihm ein freundliches Wort zu sagen. Er hängt an dem deutschen Wesen mit Ernst und Liebe.“ — Trotzdem hält er die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß einmal ein seiner Kinder französisch wird, denn am 9./3. will er sein französisches Bürgerdiplom, welches er der Weimarschen Bibliothek schenken soll, abschreiben und sich im Namen der Bibliothek attestieren lassen, daß das Original bei ihr niedergelegt ist, wenn etwa einmal ein seiner Kinder sich in Frankreich niederlassen und dieses Bürgerrecht reklamieren wollte.“ — Dies ist umso auffälliger, als er in dem eben ausgebrochenen Kampfe zwischen Frankreich und der Schweiz für letztere Partei nimmt. — Am 13./3. schreibt er: „Man sagt hier, daß die Franzosen bei Murten eine Schlappe bekommen. Es sollte mich herzlich freuen, denn auch ein kleines Glück, und grade an diesem Ort, würde am Anfang besonders sehr gute Folgen für die Schweizer haben:

Bedeutend ist der Fortschritt in der Entwicklung seiner vaterländischen Gesinnung im Jahre 1799. Während er im September des vorigen Jahres Ceres noch feiert, weil sie dem Menschen die süße Heimat gegeben, nennt er 1799 den Trieb zum Vaterlande das teuerste der Bande, und zwar versteht er hier nicht bloß den Boden, auf dem er geboren, sondern das Land mit seinen Menschen, seiner Verfassung, seiner Geschichte; denn es ist die segnerreiche Himmelstochter, die heilige Ordnung, welche dieses Band gewoben hat, indem sie Städte gegründet, den ungeselligen Wilden hereingerufen, zu sanftern Sitten gewöhnt und das Gleiche frei und leicht und freudig gebunden hat.

Auch im Wallenstein zeigt Schiller, daß er weiß, was das Vaterland bedeutet. Schon der Prolog beweist, wie anders er über die gewaltigen Kämpfe zwischen Völkern urteilt als früher. Lange hatte er sich bemüht „eine solche fremdartige und wilde Masse (Brief an Körner vom 10./7. 97) zu bewegen und eine so dürre Staatsaktion in eine menschliche Handlung umzuschaffen.“ Aber die Mühe war nicht umsonst; es sind Menschen, die uns in diesem Stücke begegnen, Menschen, denen er sein eignes Leben eingehaucht hat. Selbst Buttler, der immer nur der Fortuna gefolgt ist und darum auch jetzt sich fest an Wallenstein angeschlossen hat, weiß, daß die Vaterlandsiebe eine Macht ist, ebenso stark wie die Bande, die Wallsteins Soldaten an ihren Feldherren fesseln. In diesem Sinne sagt er zu Duestenberg (P. I. 2) „Sie treibt der Eifer nicht fürs Vaterland, denn Tausende, wie mich, gebar die Fremde.“ — Und Wrangel fragt verwundert (W. T. I. 5) „Herr Gott im Himmel! hat man hier zu Lande denn keine Heimat, keinen Herd und Kirche?“ — Wallenstein klärt ihn auf: „Ich will euch sagen, wie das zugeht. — Ja, der Oesterreicher hat ein Vaterland Und liebt's und hat auch Ursach es zu lieben. Doch dieses Heer — — das hat keins.“ — Wallenstein selbst zeigt sich als Freund seines deutschen Vaterlandes in der Unterredung mit Terzty (P. II. 5), in welcher der Ton der Jungfrau von Orleans schon anklingt. „Es soll nicht von mir heißen, daß ich Deutschland zerstücket hab, verraten an den Fremdling Um meine Portion mir zu erschleichen. Mich soll das Reich als seinen Schirmer ehren; Reichsfürstlich mich erweisend will ich würdig Mich bei des Reiches Fürsten niederlegen. Es soll im Reiche keine fremde Macht Mir Wurzel fassen, und am wenigsten Die Goten sollen's diese Hungerleider, Die nach dem Segen unsres deutschen Landes Mit Reidesblicken raubbegierig schauen.“ — Ganz ähnlich sagt er zu den Kürassieren (W. T. III. 16) „Was geht der Schwed' mich an? Ich haß' ihn wie den Pfuhl der Hölle und mit Gott gedenk' ich ihn Bald über seine Ofiser heimzujagen. Mir ist's allein ums Ganze. Seht, ich hab' ein Herz, der Jammer dieses deutschen Volks erbarmt mich.“ — Wie genau entsprechen diese Äußerungen den wirklichen Verhältnissen zu Schillers Zeit; wie öffnet der Dichter ohne es zu wissen sein Herz; wie viel wahrer ist dieser Ausdruck als die in Augenblicken des Misstrauens niedergeschriebenen Briefe! —

Der Krieg, der am Ende des Jahrhunderts wieder in Süddeutschland tobte, erfüllte ihn von neuem mit banger Sorge um sein engeres Vaterland, und so spricht er in den Briefen an Cotta ein sehnüchliches Verlangen nach Frieden aus. Am 10/7. 1800 schreibt er: „Leben Sie recht wohl, und möge sich das Kriegsgewitter glücklich von Ihnen und dem lieben Vaterland wegziehen,“ und am 29/8. „Möchten Sie uns bald mit den erwünschten Friedens-

nachrichten erfreuen; ebenso am 20./10. 1800. — Und wie er in dieser Zeit über sein weiteres Vaterland dachte, wie er trotz der traurigen Rolle, welche das deutsche Reich damals in der politischen Welt spielte, stolz auf das deutsche Volk war, dafür geben einen großartigen Beweis die Entwürfe, die sich in seinem Nachlasse finden (XI. 410 f.) und die zum Teil in den Gedichten „die deutsche Muse“ und „beim Antritt des neuen Jahrhunderts“ wieder klingen. Es heißt da: „Ewige Schmach dem deutschen Sohne, der die angeborene Krone von sich wirft — der sich beugt vor einem fremden Götzen, der der Briten toten Schätzen huldigt und des Franken Glanz. — Nach dem Höchsten soll er streben. — Ihm ist das Höchste bestimmt, die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen. — Und so wie er in der Mitte von Europens Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit, jene sind die Blüte und das Blatt. — Er ist erwählt von dem Weltgeist während des Zeitkampfes an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt, daher hat er bisher fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt. Alles, was schätzbares bei anderen Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten. — Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeiten zu gewinnen. — Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit. — Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen und das langsamste Volk wird alle die schnellen, stüchtigen einholen. Die andern Völker waren dann die Blume, die abfällt. Wenn die Blume abgefallen, bleibt die goldene Frucht übrig, bildet sich, schwillt die Frucht der Ernte zu. Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist. — Unfre Sprache wird die Welt beherrschen. — Die Sprache ist der Spiegel einer Nation, wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen. — Keine Hauptstadt und kein Hof übte eine Tyrannei über den deutschen Geschmack aus. Paris. London. So viele Länder und Stämme und Sitten, so viele eigne Triebe und Arten. — Finster zwar und grau von Jahren, aus den Zeiten der Barbaren stammt der Deutschen altes Reich. Doch lebendige Blumen grünen über gotischen Ruinen. — Schwere Ketten drückten alle Völker auf dem Erdenballe, als der Deutsche sie zerbrach, Fehde bot dem Vatikan, Krieg ankündigte dem Wahne, der die ganze Welt bestach. — Höhern Sieg hat der errungen, der der Wahrheit Bliz geschwungen, der die Geister selbst befreit; Freiheit der Vernunft ersechten heißt für alle Völker rechten, gilt für alle ew'ge Zeit. — Darf der Deutsche in diesem Augenblick, wo er ruhmlos aus seinem thränenvollen Kriege geht, wo zwei übermüdete Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt, — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe? — Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kampfe, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupte seiner Fürsten. Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eignen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium untergegangen, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. — Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist. Dieses Reich blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen, und mitten unter den gotischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus.“

Das ist die Stimmung, in welcher Schiller die Jungfrau von Orleans schrieb, ein Stück, in dem der Dichter geradezu als Seher erscheint, welchem die Zukunft entsiegelt ist, so genau entsprechen die späteren Geschichte Deutschlands den Vorgängen in diesem Drama. Und diesmal sagt er auch selbst, daß er mit seinem ganzen Empfinden bei der Arbeit ist. Am 5/1.1801 schreibt er an Körner: „Ich habe das alte Jahrhundert thätig beschlossen, und meine Tragödie, ob es gleich etwas langsam damit geht, gewinnt eine gute Gestalt. Schon der Stoff erhält mich warm; ich bin mit dem ganzen Herzen dabei, und es fließt auch mehr aus dem Herzen als die vorigen Stücke, wo der Verstand mit dem Stoffe kämpfen mußte.“ Körner spricht am 9/5.1801 begeistert von der Jungfrau, in der Schiller sich selbst übertroffen habe, erwähnt aber mit keinem Worte den vaterländischen Inhalt. Und doch scheinen die Zuschauer gerade das Vaterländische in dem Stücke herausgeföhlt zu haben, denn preußische Offiziere luden Schiller nach der Aufführung zu einem Feste nach Erfurt, auf dem es ihm sehr gut gefiel (12/5.1803). Und vaterländisch ist der ganze Inhalt. Wer denkt nicht an Deutschland, wenn Thibaut klagt (Prol. 3) „O des unselig jammervollen Zwists, der Frankreichs Waffen wider Frankreich wendet!“ Wie aber Thibaut trotz dieser Klagen sich doch vom Kriege fernhalten und den als Herrn anerkennen will, der zu Rheims gekrönt wird, so gab es auch in Deutschlands Zeiten und nachher viele Leute, die ruhig zusahen, wie ihr Vaterland eine Beute der Fremden wurde, und die dem neuen Herrscher ebenso unterwürfigen Gehorsam leisteten wie dem alten. Ja, König Karl und René, die sich in dieser rauh barbarischen Wirklichkeit eine schuldlos reine Welt gründen wollen, erinnern fast an Schiller selbst und seine Freunde, die ebenfalls, angewidert durch die staatlichen Verhältnisse, sich in ein Reich der Geister retten wollen. — Aber der Dichter sah tief hinein in das Herz seines Volkes und erkannte das Vaterlandsgefühl, welches damals noch in der Verborgenheit schlummerte. „Eine weiße Taube wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier anfallen, die das Vaterland zerreißen. Darniederkämpfen wird sie diesen stolzen Burgund, den Reichsverräter. — Dieser alte Thron soll fallen? Dieses

Land . . . die Fesseln tragen eines fremden Volks? — Der fremde König, der von außen kommt, dem keines Ahnherrn heilige Gebeine In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?" Auch die Mittel giebt Schiller an, durch die ein Land aus seiner Bedrängnis gerettet wird. Den Fürsten gelten die Worte der Sorel (I. 4) „Verwandle deinen Hofstaat in Soldaten, Dein Gold in Eisen, alles was du hast, Wirf es entschlossen hin nach deiner Krone! — An das Volk sind Dünos Worte gerichtet (I. 5) „Für seinen König muß das Volk sich opfern, Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt . . . Nichtswürdig ist die Nation, die nicht Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“ Ein Beispiel kann sich das Volk auch an Du Chatel nehmen, der für den König freudig sein Haupt auf das Blutgerüst tragen will. — Fürst und Volk sollen Johanna's Worte beherzigen, die sie (II, 10) an Burgund richtet. „Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, Wenn es der Kampf nicht ist fürs Vaterland?“ — Allgemein sei die Gesinnung, mit welcher Johanna Lionels Werbung abweist (V. 9). „Du bist der Feind mir, der verhasste, meines Volks. Nichts kann gemein sein zwischen mir und dir.“ — Dann wird auch die Zuversicht allgemein sein, mit der Johanna zu Montgomery sagt (II. 7) „Eher risset ihr einen Stern vom Himmelswagen als ein Dorf aus diesem Reich, dem unzertrennlich ewig einigen.“ — Ja, selbst bei denen, welche sich in den Dienst der Fremden gestellt haben und ihm seine Siege erringen halfen, ist noch nicht jede Selbstachtung, noch nicht jedes vaterländische Gefühl geschwunden. So sagt Jabeau (II. 2) „Ganz England, strömt' es alle seine Bürger Auf unsre Küsten aus, vermöchte nicht Dies Reich zu zwingen, wenn es einig ist. Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden . . . Ihr Engelländer streckt die Räuberhände Nach diesem Frankreich aus, wo ihr nicht Recht Noch gült'gen Anspruch habt auf soviel Erde, Als eines Pferdes Huf bedeckt. Und dieser Herzog, Der sich den Guten schelten läßt, verkauft Sein Vaterland, das Erbreich seiner Ahnen, Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn.“ — Wenn aber der Sieg über den Fremden errungen ist, dann gilt es den alten Fehler zu vermeiden, der alles Unglück herbeigeführt hat. Warnend ruft Johanna (III. 4) „Ihr Könige und Herrscher! Fürchtet die Zwietracht!“

Wie Schiller seinem Volke aus der Seele gesprochen hat, dafür giebt der Brief Cottas vom 29.12.1801 Zeugnis. „Ihre Jungfrau von Orleans hat uns bis zum Entzücken ergötzt, meine Frau hält sie für einen Halbgott. Sie wüßten einem Dinge aus der Seele zu reißen, Sachen in Worten zu sagen, die man nicht ausdrückbar glaubt, Sie seien nicht imstande etwas zu sagen, was nicht groß wäre.“ — Daß es nicht etwa Begeisterung für Frankreich war, die ihn erfüllte, daß ihm Frankreich in diesem Stücke nur ein Name war, daß er sein eigenes Vaterland im Auge hatte, das beweist, wenn es überhaupt eines Beweises bedarf, die auffällige Übereinstimmung mit jenen Stellen in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, wo er von den Fehlern der Deutschen spricht, das beweist ferner die Warnung, die er im Jahre 1802 dem Erbprinzen von Weimar auf seine Reise nach Paris mitgab; er wünscht, „daß ihn der vaterländische Geist begleite, Wenn ihn das schwanke Boot Hinüberträgt auf jene linke Seite, Wo deutsche Treue vergeht.“ So hätte er nicht gesungen, wenn er ein Jahr vorher jenes Land verherrlicht hätte. Die Liebe zum deutschen Wesen spricht sich auch in zwei Briefen vom Jahre 1803 aus. Am 17. 2. schreibt Schiller an Humboldt: „Es macht uns herzliche Freude, Sie nun in Rom etablirt zu sehen, es wird nach und nach schon werden, denn der Mensch, und der Deutsche besonders, bildet sich seine Welt, und was keine Bildung annimmt, lernt er ertragen.“ — An Goethe schreibt er am 30. 11. „Was Hegel fehlt, möchte ihm wohl nun schwerlich gegeben werden können, aber dieser Mangel an Darstellungsgabe ist im ganzen der deutsche Nationalfehler und kompensiert sich, wenigstens einem deutschen Zuhörer gegenüber, durch die deutsche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernstes . . . Frau von Staël ist wirklich in Frankfurt, und wir dürfen sie bald hier erwarten. Wenn sie nur deutsch versteht, so zweifle ich nicht, daß wir über sie Meister werden, aber unsere Religion in französischen Phrasen ihr vorzutragen und gegen ihre französische Volubilität aufzukommen, ist eine zu schwere Aufgabe.“

Der vaterländische Gehalt seines letzten großen Dramas, des Wilhelm Tell, ist bekannt. Wie viele Deutsche mögen verzweifelt mit Ruodi (I. 1) gerufen haben „Gerechtigkeit des Himmels! Wann wird der Retter kommen diesem Land?“ Wie vielen galt die Warnung des Pfeifers von Luzern (I. 2) „Seid ihr erst Osterreichs, seid ihrs auf immer.“ Andere vertrauten der eignen Kraft so wenig wie Stauffacher, welcher dem Pfeifer erwidert: „Wir wagten es, ein schwaches Volk der Hirten, In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?“ Und denen, die kein Herz haben für das Leiden ihres Volkes, die ihren Vorteil beim Feinde des Landes suchen, sagt Attinghausen (II. 1) „Jedes Wieder Mannes Herz Ist kummervoll, ob der tyrannischen Gewalt, die wir erdulden — dich allein Rührt nicht der allgemeine Schmerz — dich siehet man Abtrünnig von den deinen auf der Seite Des Landesfeindes stehen, unserer Not Hohnsprechend, nach der leichten Freude jagend. — O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands! — O, verlaß sie nicht, die heilige Sache deines Vaterlandes. — Die angeborenen Bande knüpfe fest, Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, Das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft etc.“ An jene Leute sind auch Berthas strafende Worte gerichtet (III. 2) „Dirst ihr von Liebe reden und von Treue, Der treulos wird an seinen nächsten Pflichten? Der Sklave Osterreichs, der sich dem Fremdling verkauft, dem Unterdrücker eines Volks?“ Und wie kann das Volk seine Freiheit erringen und behaupten? Wenn es das Gelöbniß Rößelmann's erfüllt (II. 2). „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, In keiner Not uns trennen noch Gefahr,“ wenn es Stauffachers Wort beherzigt: „Raub begehrt am allgemeinen Gut, Wer selbst sich hilft in seiner eigenen Sache,“ und wenn es der Mahnung des sterbenden Attinghausen folgt: „Seid einig, einig, einig!“

Daß das Stück auf die Gegenwart berechnet ist, spricht Cotta in dem Briefe an Schillers Frau vom 9. 4. 1804 aus, wo er schreibt: „Auf Wilhelm Tell bin ich sehr begierig, nicht nur für die Schweiz, sondern für die ganze Welt ist dies gegenwärtig ein Wort zu seiner Zeit.“ Und Schiller bestätigt das in seinem Briefe an Cotta vom 27. 6. 1804, „Es freut mich, mein wertester Freund, daß Ihnen der Tell Vergnügen macht. Ich habe ihn mit Liebe gearbeitet, und was aus dem Herzen kommt, geht zu Herzen.“

So war es auch; er hatte ihn mit dem Herzen geschrieben, und sein Herz war durch und durch vaterländisch, und nur wenn er aus sich heraus trat, wenn er sich selbst sich gegenüberstellte, konnte er zweifelhaft werden. So schreibt er wenige Wochen vor seinem Tode, am 2. 4. 1805, an Humboldt: „Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind, es ist ein erlaubter Wunsch; denn bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Ratgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind sie mir in Gedanken auch jetzt noch, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir selbst gegenüberzustellen versuche, so geschieht es gerne in Ihrer Person und aus Ihrer Seele. Noch hoffe ich, in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet sein kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andern von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es den Herrscher zu machen über die Gemüter, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen sein, daß ich, indem ich die deutsche Bühne mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.“ — Wenn er hier, wo er sich in Humboldts Geist hinein denkt, im Zweifel ist, ob er nicht der Kunst etwas vergeben hat, indem er in seinen Stücken auf die Zeitverhältnisse Rücksicht nahm, so tritt doch seine treue deutsche Gesinnung in demselben Briefe deutlich hervor. Nach einer Klage über die Armseligkeit der poetischen Produktion in Deutschland, über die unselige Nachahmungssucht der Deutschen, die sich jetzt mehr als jemals rege, spricht er von der deutschen Gesinnung seines Freundes und seiner eigenen Deutschheit. „Der deutsche Geist sieht Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Staël hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar aufs neue in meiner Deutschheit befestigt, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte. Im Philosophieren und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus, wieviel wir auch in allen andern Stücken neben ihnen verlieren mögen.“ Ähnlich schreibt er am 25. 4. 1805 an Goethe: „Sie haben zwar, indem Sie Voltairen die Tiefe absprechen, auf einen Hauptmangel desselben angedeutet, aber ich wünschte doch, daß das, was man Gemüt nennt und was ihm, sowie im ganzen allen Franzosen, so sehr fehlt, auch wäre ausgesprochen worden.“

Wenn man den Brief liest, den Humboldt auf die Nachricht von Schillers Tode an Goethe richtet, wird man es begreiflich finden, daß Schiller in seinem Urteil über den patriotischen Inhalt seiner Stücke wankend wird, sobald er sich in die Seele seines Freundes versetzt. — Humboldt, dem der preussische Staat später soviel zu verdanken hatte, sah damals noch stolz auf die Weltereignisse herab. Er rät Goethe nach Italien zu kommen und sagt: „Die politischen Umstände scheuen Sie nicht. Selbst wenn, wie ich nicht glaube, Krieg entstände, kann man, glauben Sie meiner Erfahrung, ruhig genießen und das armselige Getreibe um sich her ruhig geschehen lassen.“

Wie Schiller wirklich fühlte, das beweist der Entwurf zu einem Trauerspiele Themistokles (XV. 274), in dem er die verderblichen Folgen verletzter Pietät gegen das Vaterland darstellen wollte. Themistokles hatte dem Perserkönige versprochen, die Flotte gegen seine Mitbürger anzuführen, aber er kann es nicht über sich gewinnen, für die Barbaren und gegen sein Vaterland zu sechten, und so entschließt er sich freiwillig zu sterben. — Gegenüber jener Selbstprüfung, von der Schiller in seinem letzten Briefe an Humboldt spricht, wird man versucht, seine eignen Verse aus dem Genius auf ihn anzuwenden: „Gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld! . . . Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen, Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebet.“ Und niemand kann seiner vaterländischen Gesinnung ein glänzenderes Zeugnis ausstellen als die Frau, die ihn am besten kannte von allen Menschen, die Verwandte seines Geistes, die Mutter seiner Kinder. Charlotte von Schiller schreibt am 29. 12. 1813 an Cotta: „Auch mein Herz bringt ein Opfer, das ich ihm hoch anrechne, aber dabei die Pflicht, die heilige Pflicht tief fühle. Karl wird einige Jahre seines Lebens den Militärdienst ergreifen, nach seiner Neigung hätte er ihn schon voriges Frühjahr gewählt, aber er hat sich in meine Wünsche, in die Rücksichten, die er als ältester Sohn der Familie hat, mit Gutmütigkeit ergeben. Doch jetzt kann ich dieses Opfer seiner Liebe für mich nicht mehr fordern. Ich fühle, was er dem Vaterlande, was er seiner Nation schuldig ist. Schillers Sohn soll sich würdig zeigen und sich sagen können, daß er auch seine Kräfte, seinen Willen diesem edlen Zweck hingab.“ — Und am 23. 3. 1814: „Karl ist nun über den Rhein. . . . Daß der Rhein frei ist und, gebe Gott, nicht die Grenze bleibt, sondern durch deutsche Länder künftig fließt, ist einer meiner erfreulichsten Gedanken. Wie würde Schiller diese Idee bewegt und erfreut haben!“